

SWR2 Wissen

## **Die Kunst, konstruktiv zu streiten**

Von Bernhard Pörksen

Sendung vom: Freitag, 6. Januar 2023, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2023

**Die gesellschaftliche Mitte ist heute gefordert wie selten zuvor. Sie muss in Zeiten von Populismus und lauten Reden eine Sprache der Mäßigung finden. Von Bernhard Pörksen.**

---

**Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

---

### **Die SWR2 App für Android und iOS**

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendungen stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

## MANUSKRIFT

### Anmoderation:

Die gesellschaftliche Mitte ist heute gefordert wie selten zuvor. Sie muss in Zeiten der Spektakelpolarisierung und der Empörungsrituale gleichermaßen behutsam und hartnäckig für eine Sprache der Mäßigung werben. Und sie muss versuchen, den öffentlichen Diskurs zu entgiften, Kommunikationsmythen zu überwinden, die gerade im Milieu der Engagierten verbreitet sind.

Doch wie funktioniert produktives Streiten? Und wie eine sinnvolle Debattenkultur in der Öffentlichkeit, dem geistigen Lebensraum einer liberalen Demokratie? Ein Vortrag des Medienwissenschaftlers Professor Bernhard Pörksen.

### Bernhard Pörksen:

Es gibt ja ganz unterschiedliche Formen der Erschöpfung und Ermüdung. Die Mattheit am Ende eines langen Tages. Das Gefühl der Zerschlagenheit nach schlechtem Schlaf. Die Kraftlosigkeit nach längerer Krankheit. Und so weiter. Ich will hier und heute den vielen Dimensionen von Ermüdung und Erschöpfung eine weitere hinzufügen. Denn ich selbst leide, wenn ich mich in das Universum der Gegenwartsdebatten hineinbegebe, eigentlich sofort und unmittelbar unter einem Syndrom, das man *rage fatigue* nennen könnte, Empörungerschöpfung, Wutmüdigkeit. Es ist, wenn man so will, die letzte Stufe im Aufregungsspektakel dieser Tage, ein diffuser Entrüstungsekel in Kombination mit einem Gefühl von Sinnlosigkeit, das in die Frage mündet: Wie soll Politik, wie soll die Bekämpfung der Gegenwarts Krisen gelingen, wenn schon im Falle von Nonsense, Nichtigkeit und bloß behaupteter Relevanz so miteinander geredet und gestritten wird?

Erinnern wir uns nur ein letztes Mal an die weltweite Aufmerksamkeitsekstase im Falle neuer Trump-Tweets; das waren kalkulierte Pöbeleien, die die globale Nachrichtenagenda bestimmten. Bis Twitter Donald Trump von der Plattform verbannte. Und es ruhiger wurde, wesentlich ruhiger. Denken wir an die Wutattacken, denen Politikerinnen und Politiker ausgesetzt waren und sind, die in einem vermeintlich unbeobachteten Moment die Corona-Auflagen verletzen und beispielsweise ihre Maske absetzen, gefilmt und fotografiert von einer digitalen Normpolizei, die mit dem Smartphone bewaffnet umherstreift und Dokumente der Blamage und der Demontage im Zweifel sekundenschnell postet. Entsinnen wir uns der allgemeinen Aufregung über längst vergessene Faschingswitzchen, rekonstruieren wir die Endlos-Debatten über das Gendern oder eine angebliche Front von woken Tugendterroristinnen und Terroristen, die das Land mit Sprechverboten überzieht und ein Winnetou-Büchlein des Ravensburger Verlages aus dem Programm gedrängt hat, vermeintlich zumindest. Wenn man genauer hinschaut, entsteht ein anderes Bild, dann sieht man Nuancen, erkennt Hintergründe, Kontexte. Aber egal. All das hat die

Republik in Atem gehalten, ausgelöst und angeheizt von populistischen Zündern und jenen Boulevardportalen, die ziemlich effektiv Themen setzen, auch und gerade, weil sie ihr Publikum vor allem als Klickvieh begreifen. Hauptsache, es knallt. Hauptsache, die Stichflamme der Erregung schießt empor. Aber so richtig.

Das Schema des sinnlosen Kommunikationstaumels ist stets: zuerst der Ur-Aufreger, dann, gepuscht von Empörungsprofis unterschiedlicher Couleur, ein plötzlich aufschäumendes Zusammenspiel sozialer und redaktioneller Medien. Schließlich das immer heftigere Aufeinandereindreschen unterschiedlicher Lager und die Empörung über die Empörung der jeweils anderen Seite. Und zum Schluss das allgemeine Kopfschütteln über den Zustand der Debattenkultur, die Meta-Meta-Schockiertheit. Das ist alles ist vielfach beschrieben und bis zum Exzess diagnostiziert worden. Längst bildet die betrübte Meta-Analyse ein eigenes publizistisches Genre. Es ist ein Spiel mit klar verteilten Rollen. Manche produzieren die Aufreger, andere verbreiten sie, wieder andere beklagen sie. Und so könnte es weiter gehen, immer weiter. Endlos. Bis Wutmüdigkeit und Empörungerschöpfung zur Volkskrankheit der digitalen Zeit geworden sind.

Nur: Wie kommt man da raus? Wie ließen sich Techniken der Abkühlung trainieren? Wie produktiv streiten und wie auf andere, bessere Weise in der Öffentlichkeit debattieren, dem geistigen Lebensraum einer liberalen Demokratie? Ich behaupte: Die gesellschaftliche Mitte ist heute gefordert wie selten zuvor. Sie muss in Zeiten der Spektakelpolarisierung und der populistischen Kampagnen gleichermaßen behutsam und hartnäckig für eine Sprache der Mäßigung werben. Und sie muss im Versuch, den Diskurs zu entgiften, fünf Fehldiagnosen und Kommunikationsmythen überwinden, die gerade im Milieu der Engagierten und Wohlmeinenden verbreitet sind. Diese Kommunikationsmythen sind Ausdruck der Ratlosigkeit und einer Sehnsucht nach Schnell-schnell-Lösungen, die es nicht geben kann. Sie handeln von der resignativen Fixierung auf die Unterwelt der Hasskommunikation, von einem schematischen Rezept-Denken, von irreführenden Dialoghoffnungen und falschen Filterblasen- und Polarisierungsängsten. Diese Fehl-Diagnosen und Kommunikationsmythen sind das Thema meines Radio-Vortrags hier an diesem morgen auf SWR2, also los.

*Der erste Kommunikationsmythos, den ich gerne mit Ihnen gemeinsam, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, verabschieden möchte, ist der Untergangsmythos; er handelt von der Annahme, dass der Diskurs dem Untergang geweiht ist, dass er sich in einem postfaktischen Nonsens-Spektakel auflöst. Denn das ist eine unsinnige, grob vereinfachende Betrachtung, sie schürt unnötig Resignation. Und setzt überdies einen falschen Akzent – und zwar in Richtung des hässlichen Extremis.*

Mal ganz direkt gefragt: Kennen Sie diese feuilletonistische Rede, die da heißt: Das Zeitalter der Fakten ist vorbei, der Diskurs erloschen, die Öffentlichkeit liegt in Trümmern? Gewiss kennen sie dies. Aber stimmt das, leben wir in einer Welt, in der nicht mehr um Fakten gestritten und Tatsachen keine Bedeutung mehr besitzen? Natürlich nicht, zumindest nicht in dieser

Grundsätzlichkeit. Es gibt, ohne Frage, ein Übermaß an verbaler Aggression, eine Verpöbelung von Diskurs und Debatte, entsetzliche Formen der Menschenjagd, online wie offline. Es gibt aber auch bedrückende Formen der moralisierenden Empfindlichkeit, hypersensible Versuche der Diskursreinigung und bemüht-betuliche Triggerwarnungen, die sich aus Sicht der empirischen Forschung zunehmend als fraglich erweisen, weil sie vorhandene Ängste bei Traumatisierten womöglich sogar verstärken. Und es gibt (und das ist die gute Nachricht) in Schulen, Universitäten, Unternehmen und Redaktionen längst ein Bemühen um echte Wertschätzung, Respekt, Achtsamkeit und Authentizität, das aufgrund der medialen Fixierung auf das Misslingende und bedrückend Konfliktvolle so gut wie gar nicht vorkommt.

Das heißt: Wir leben, kommunikationsanalytisch betrachtet, in einer *Gesellschaft der Gleichzeitigkeiten*. Und der Hass ist das hässliche Extrem, das man nicht für das Ganze nehmen sollte. Warum? Weil es gilt, die Pöbler und Hater als die radikale, boshafte Minderheit vorzustellen, die sie sind. Und weil die gesellschaftliche Mitte vor der Frage steht: Bedient sie selbst – in formaler Ähnlichkeit zu den rechtspopulistischen Narrativen des Niedergangs („Tugendterror!“, „Meinungsdiktatur!“) – die Sprache der Eskalation? Produziert sie also – im Bemühen, zu warnen und die eigenen Prophezeiungen und Behauptungen eben gerade *nicht* Wirklichkeit werden zu lassen – womöglich längst selbst Zerrbilder der Kommunikationsrealität, die im Extremfall einen toxischen Pessimismus und die Entmutigung der Engagierten befördern? Ich glaube, genau das ist die Gefahr.

*Der zweite Kommunikationsmythos, der die Debatte über das Miteinander-Reden blockiert und hemmt, ist der Rezeptmythos; er wird von der Annahme bestimmt, es gebe Fertigrezepte der Kommunikation, die man einfach nur beachten und denen man einfach nur folgen müsste. Aber das ist falsch.*

Fakt ist: Es existiert, leider oder glücklicherweise, keine Weltformel der Diskursrettung. Menschliche Kommunikation ist auf herrliche und doch beunruhigende Weise unberechenbar, sie ist notwendig überraschend. Und Missverständnisse sind Normalität.

Gewiss, damit das Miteinander-Reden und das Miteinander-Streiten gelingen, braucht es den Abschied von absoluten, dogmatisch verfochtenen Wahrheitsvorstellungen und den großen und kleinen Ideologien des eigenen Alltags – warum sollte man sonst sprechen, Ideen austauschen, im Gespräch nach einer Synthese suchen? Natürlich, wer das Kommunikationsklima verbessern will, der muss das Zögern lernen, die um Genauigkeit ringende Bewertung. Denn die Ad-hoc-Reaktion im Affekt, der kommentierende Sofortismus in einer ohnehin überhitzten Atmosphäre, die symmetrische Eskalation durch immer neue, immer schärfere Stellungnahmen – all das ist tendenziell destruktiv. Und selbstverständlich, wer das Individuum in eine Klischee-Schublade sperrt (*weißer alter Mann, hysterische Feministin, frustrierter Ostdeutscher*), der produziert unvermeidlich Kränkungen, weil die pauschale Abwertung und der brutale Reduktionismus unvermeidlich kränkend sind. Aber sonst? Die gesellschaftliche Mitte muss – gerade weil die Gereiztheit so massiv geworden ist – aus der einigermaßen fruchtlosen, von

binären Denkmustern regierten Meta-Debatte („Mit allen reden!“ versus: „Auf keinen Fall!“) aussteigen und sich vom Schematismus des Rezept-Denkens verabschieden. Gerade jetzt und gerade heute braucht es die maximale Beweglichkeit in der Wahl der Mittel auf dem Weg zu einer individuell stimmigen „Mischung aus Offenheit und robuster Zivilität“, wie dies der Historiker und Publizist Timothy Garton Ash formuliert.

Nötig sind unterschiedliche Mittel und Reaktionsweisen: ein hellwaches Bewusstsein für die Nuance, Empathie und Verständnis, Toleranz und Streitbarkeit sowie die absolut entschiedene Intoleranz gegenüber einer Intoleranz, die auf die Zersetzung der Demokratie zielt. Und manchmal braucht es auch das Eingeständnis der eigenen Ratlosigkeit, der Trauer und Traurigkeit über das rasche Verlöschen eines Gesprächs im bloßen Gezeter und Geschrei. Und noch etwas. Je unvermittelter und direkter – zumal unter vernetzten Bedingungen – radikal andersartige Perspektiven und Weltbilder aufeinanderprallen, desto wichtiger wird die Zukunftstugend der respektvollen Konfrontation: nicht ausweichen, sich nicht opportunistisch wegducken, aber auch die Ablehnung einer Position nicht zur Attacke auf die Person und den „ganzen“ Menschen ausweiten. Nur so gelingt, vielleicht und ohne jede Garantie, der Streit ohne sinnlose, bloß verletzende Abwertung.

*Der dritte Kommunikationsmythos, der Kritik verdient, ist der Dialogmythos. Hier regiert der einigermaßen illusionäre Gedanke: Der Dialog ist immer gut, immer sinnvoll, immer angebracht und immer möglich. Aber das ist nicht richtig. Und eigentlich weiß man gar nicht so genau, wenn man dergleichen fordert und behauptet, was das eigentlich ist, ein wirklicher Dialog. Und setzt die Dialogforderung wie eine Leerformel ein, um zu beschwichtigen und Konflikten auszuweichen.*

Mal ganz konkret: Wenn Protestierende auf den Straßen wüten, Pegida-Anhänger marschieren, Rechtspopulisten die Parlamente stürmen, dann treten regelmäßig Politikerinnen und Politiker auf den Plan und fordern, man müsse „die Sorgen und Nöte der Menschen ernst nehmen“, man müsse „das Gespräch auf Augenhöhe“ suchen, man müsse „wirklich zuhören“ und endlich „miteinander reden.“ Das Problem: Menschen sind Expertinnen und Experten bei der Entlarfung von Heuchelei. Sie spüren mit sehr feinen Antennen, wenn das Gesprächsangebot nur als pseudotherapeutische Beschwichtigungsfloskel zur Konfliktvermeidung und Trick zur raschen Besänftigung taugen soll. In einem Dialog, der diesen Namen verdient, muss man voraussetzen, dass der andere Recht haben könnte und mit seiner Position (und als Person ohnehin) Anerkennung und Wertschätzung verdient. Die gleichermaßen einfache und schwierige Frage lautet daher: Will man das wirklich? Ist die Gesprächsanstrengung, die Anerkennung der anderen Position, also ernst gemeint?

Bei der Klärung der eigenen Dialog- und Diskursbereitschaft hilft es, *Verstehen*, *Verständnis* und *Einverständnis* zu unterscheiden, wie der Kommunikationspsychologe Friedemann Schulz von Thun in unserem kleinen Buch über *Die Kunst des Miteinander-Redens* vorschlägt. Was heißt das? Natürlich muss man verstehen, was der andere sagt, eine Äußerung also in

ihrem Sinngehalt erst einmal erfassen. Wie ließe sich sonst entscheiden, ob sich das Miteinander-Reden lohnt und wann die konfrontative Abgrenzung gefordert ist? Aber hat man auch Verständnis, kann also Motive, Empfindungen und Empfindlichkeiten zumindest nachvollziehen, auch wenn man sie nicht teilt? Eben das gilt es herauszufinden und erst in der Auseinandersetzung zu eruieren. Und ist, wer dies vermag, deshalb automatisch einverstanden, mit dem, was der andere sagt? Keineswegs. Kurz und knapp: Die Unterscheidung von *Verstehen*, *Verständnis* und *Einverständnis*, diese kleine Drei-Stufen-Lehre, die Friedemann Schulz von Thun hier entwickelt, dient einerseits der Selbstklärung und andererseits dazu, den eigenen Standpunkt zu präzisieren und die Gesprächsbereitschaft gegebenenfalls auch öffentlich zu verteidigen. Man kann nun auch, wenn das Bemühen, den anderen auch nur zu verstehen, vorschnell als Einverständnis skandalisiert und als mehr oder minder offensichtliche Sympathiekundgabe für falsche Positionen interpretiert wird, kontern; dies schon allein deshalb, weil man präzisere Kategorien zur Verfügung hat.

Und noch eine Ergänzung. Ich bin, wie schon angedeutet, nicht der Auffassung, dass der Dialog immer sinnvoll ist. Manchmal geht es auch um Konfrontation, manchmal geht es um klare Kante, um Abgrenzung, um den Kommunikationsabbruch als Signal der Ächtung einer Position. Das ist nicht schön, das nicht elegant und nicht leicht. Aber manchmal muss man Hetze einfach Hetze nennen. Und Unsinn einfach Unsinn. Und Quatsch einfach Quatsch.

Aber treten wir noch einmal einen Schritt zurück. Frage: Was ist überhaupt ein Dialog? Es ist eine Art Tanz des Denkens und Sprechens, so mein Definitionsvorschlag. Man erspürt den gemeinsamen nächsten Schritt. Wirklichkeit wird zur Gemeinsamkeit und zur Gemeinschaft. Und die *Wahrheit beginnt zu zweit*, wird gemeinsam und kooperativ entdeckt – diese Einsicht ist der Kern jeder dialogischen Haltung, so kann man die Ideen von Friedrich Nietzsche, Hanna Ahrendt, Michael Lukas Möller und Friedemann Schulz von Thun zum Thema zusammenfassen. Aber manchmal fehlt das nötige Minimum an Gesprächs- und Dialogbereitschaft; manchmal sind die Ansichten zu bizarr, zu infam, zu destruktiv. Und ob ein Dialog zustande kommt, hängt nicht nur von einem selbst ab. Es gibt das Sprichwort: *You need two to tango*. Und auch der Tanz des Denkens und Sprechens braucht den anderen, das Gegenüber.

*Ich komme nun zu dem vierten Kommunikationsmythos, der das Nachdenken über das Miteinander-Reden in die falsche Richtung führt. Es ist der Filterblasenmythos. Er suggeriert, unsere Kommunikationsprobleme seien technisch lösbar. Das ist natürlich Quatsch, aber doch einigermaßen verführerisch. Denn wäre es schön und herrlich unkompliziert, wenn man nur einfach nur ein Computerprogramm schreiben müsste, das uns immer mit anderen, gegensätzlichen Ansichten konfrontiert – auf das wir so alle aus unserer verengten Weltsicht befreit werden! Genau diese Nonsens-Idee hat das Filterblasen-Modell gesetzt.*

Aber lassen Sie uns einmal einen Schritt zurücktreten: Worum geht es im Detail? Ich behaupte: Das Filterblasen-Modell, 2011 von Eli Pariser in einem Buch formuliert, ist einer der mächtigsten Kommunikationsmythen der Gegenwart. Algorithmen trennen uns, so heißt es. Sie locken uns in einen Tunnel der Selbstbestätigung hinein und bilden ein der reflektierenden Analyse kaum noch zugängliches Wahrnehmungsgerüst, das Menschen auf perfide Weise voneinander trennt. Denn diese ahnen nicht einmal, dass sie, auf voneinander isolierten Realitätsinseln hockend, vor allem mit ihresgleichen diskutieren. Die Lösung in dieser Logik, die z. B. von Twitter und von diversen Diskurs-Initiativen überall auf der Welt auch propagiert wird, lautet: die Filterblasen aufsprengen – und zwar mit Hilfe einer besseren Software, die die Perspektivenvielfalt programmiert.

Hier zeigen sich wie unter einem Brennglas, wie entschieden man in die Irre marschieren kann, wenn man das sehr reale soziale Problem einer zunehmenden Trennung von Milieus zuerst mit Hilfe einer technischen Manipulations- und Determinationsfantasie diagnostiziert, um es dann – eben in dieser Spur der Betrachtung – auch primär technisch zu behandeln und zu heilen. Denn Fakt ist: Menschen suchen sich ihresgleichen, analog und digital. Sie schaffen sich in dem Bedürfnis nach Selbstbestätigung und dem Austausch mit Gleichgesinnten ihre Filterblasen selbst, leben in Echokammern der Marke Eigenbau. Und überdies gilt: Die pauschale Kontakttheorie, die auf der Prämisse basiert, dass die Konfrontation mit anderen Auffassungen die Polarisierung unter allen Umständen dämpft, ist nachweislich falsch.

Es nützt nichts, wie Experimente zeigen, Rechten die Tweets von Linken in die Timeline zu spülen und ihnen die Postings von LGBTQ-Aktivistinnen und -Aktivisten vorzusetzen, um auf diese Weise gemäßigtere Positionen algorithmisch zu produzieren. Im Gegenteil. Die Verhärtung der Standpunkte nimmt, wenn man dies tut, eher zu – und zwar in direkter Abhängigkeit vom Ausmaß der ideologischen Vor-Fixierung der Diskursteilnehmer. Die vermeintliche Lösung der Dauerkonfrontation mit anderen und mit konträren Ansichten ist also der Therapievorschlagn, der das Problem verschärft. Ohnehin kann man unter vernetzten Bedingungen der Konfrontation mit anderen Auffassungen nicht mehr wirklich ausweichen, wie Studien in großer Zahl zeigen. Wir leiden also, so meine These, unter dem *Filterclash*, dem permanenten Aufeinanderprallen von Parallelöffentlichkeiten; wir sind dem Stress der Dauerirritation durch andere Auffassungen ganz unmittelbar und im eigenen Kommunikationskanal ausgesetzt. Und wir können uns zwar abschotten, aber nicht vollständig einigeln. Die positive Filtersouveränität ist, wie der Netztheoretiker Michael Seemann vermerkt, möglich, weil wir uns in unsere Wirklichkeitsblase hinein googeln können. Aber die negative Filtersouveränität – die Ausschaltung und Abdrängung unerwünschter Perspektiven – ist in der digitalen Sphäre nicht machbar.

Das bedeutet in der Konsequenz: Wir sehen unter den aktuellen Medienbedingungen nicht *zu wenig*, sondern *zu viel* Andersartigkeit. Diese grundsätzliche Umkehrung der Problembeschreibung, die ich hier vorschlage, ist folgenreich. Denn man erkennt, wenn man nun dieser Spur des Denkens folgt, was ein auf Verstehen und Verständigung setzender Diskurs tatsächlich

braucht: Behutsamkeit, Zeit, die richtigen Orte, die ungestörtes Sprechen ermöglichen, geklärte Kontexte und den direkten, gesellschaftlich und institutionell geförderten Kontakt sowie die Gelegenheit zur vertiefenden Kooperation. Kurzum: Ein soziales Jahr ist im Sinne eines tatsächlich effektiven Empathietrainings besser als jede neue Software und jeder Algorithmus.

*Bei dem fünften Kommunikationsmythos, den ich gerne hier und heute gemeinsam mit Ihnen beerdigen möchte, handelt es sich um den Polarisierungsmythos; er besagt, dass Polarisierung unter allen Umständen negativ und in jedem Fall kritikwürdig ist. In einer solchen Polarisierungskritik spiegelt sich ein falsches Harmonieideal.*

Es ist eine Tatsache, dass die Angst vor dem Verlust des gesellschaftlichen Zusammenhalts in vielen Ländern Europas zu nimmt. Mehr als jeder dritte Deutsche glaubt beispielsweise, der soziale Zusammenhalt sei in Gefahr. In 27 europäischen Staaten herrscht das Empfinden, so dokumentiert eine repräsentative Studie bereits im Jahre 2018, die eigene Gesellschaft sei gespalten. Aber man kann, ohne ketzerische Absichten und eine falsche Lust an der Provokation, fragen: Ist Polarisierung eigentlich immer schlecht? Und sollte man sich die Gesellschaft tatsächlich als einen einzigen, riesenhaften Stuhlkreis imaginieren, indem permanent wertschätzende, empathische Ich-Botschaften formuliert werden? Definitiv nicht, denn das wäre gelebte Dissensvermeidung, die Simulation eines Konsensus, der weder existiert noch wünschenswert wäre.

Demokratie ist, um eine erhellende Formulierung Adolf Arndts aufzugreifen, die „politische Lebensform der Alternative“. Und die Gegenüberstellung und die Konfrontation der Standpunkte ist Ausdruck und sichtbare Form, die Alternativen des Denkens und Handelns im Diskurs bekommen. Darüber hinaus ist Dissens eine wesentliche Phase in der Auseinandersetzung und enthält das Potenzial der Klärung im Konflikt. Insofern lohnt es sich weiter zu fragen: Gibt es zu viel oder zu wenig Polarisierung? Hier wäre meine Antwort: Sowohl als auch. Denn entscheidend ist doch, über welche Fragen man in welcher Form disputiert. Bedingt durch die Hass-Seuche und die sich ausbreitende Furcht vor dem Schwinden von Respekt und Rationalität hat sich in der gesellschaftlichen Mitte inzwischen eine Harmonie- und Konsenssehnsucht ausgebreitet, die reale Gegensätze und drängende Zukunftsfragen verdeckt, sie politisch nicht wirklich diskutierbar macht. Was fehlt, ist die *programmatische Polarisierung* unter den gemäßigten Parteien, der offen ausgetragene Streit in der Sache über langfristige Alternativen des Denkens und Handelns und radikal unterschiedliche Zukunftsbilder der ökologischen Modernisierung, der gelingenden Integration und der digitalen Bildung.

In dem aktuell erlebbaren Sinnvakuum einer ratlosen Mitte und einer von Krisenfurcht und Deutlichkeitstabus geprägten Atmosphäre kann das Spektakel der *populistischen Polarisierung* und der persönlichen Diffamierung ungehindert wuchern und die Emotion an Stelle der Vision treten, so meine Befürchtung. Die Wiederkehr großer, elektrisierender, im besten Sinne

utopischer Debatten könnte hingegen die untergründig längst spürbare Zukunftsunruhe in konstruktivere Bahnen lenken. Denn derartige Debatten würden doch immerhin eines signalisieren: Es gibt sie, die Anstrengung des Denkens, die sich dem Problemdruck und den globalen Herausforderungen der Gegenwart gewachsen zeigen will.

Nur: Reicht das schon? Es wäre naiv, allein auf den Streit in der Sache und die besänftigende Kraft von programmatischen Narrativen zu setzen. Denn in Zeiten der globalen Vernetzung sind wir unvermeidlich mit einem Maximum an verstörender Unterschiedlichkeit konfrontiert. Und das heißt in der Konsequenz: Wir driften in ein Jahrhundert der Kommunikationskonflikte, schon allein, weil all die Daten und Dokumente, die guten und bösen Botschaften, einmal digitalisiert, eine neue Leichtigkeit und Beweglichkeit, aber auch Beständigkeit besitzen. Und weil im Zweifel alle mitzündeln können, sich also Konflikte nicht mehr autoritär beenden lassen.

In einer solchen Situation verwandelt sich das Miteinander-Reden und Miteinander-Streiten in eine anspruchsvolle Kunst, wird es doch zugleich wichtiger und schwieriger. Und es muss überdies im Angesicht von Katastrophen, deren Bewältigung die globale Kooperation verlangt, notwendig effektiver werden, sich von sinnloser Resignation lösen und von den Mythen einer falschen Einfachheit befreien. Dabei gilt: Kommunikation ist nicht alles, aber alles ist nichts ohne Kommunikation. Die Qualität der Kommunikation bestimmt in einem sehr radikalen, sehr elementaren Sinne die Qualität unseres Lebens und unsere Zukunft auf dieser Welt. Wir wissen längst, dass wir keine einzige relevante Gegenwarts Krise, kein einziges Gegenwartsproblem von Bedeutung ohne das Miteinander-Reden lösen können, ohne einen basalen, durch Kommunikation erzeugten Realitäts- und Wertekonsens, ohne einen kollektiven, durch Kommunikation erzeugten Fokus, ohne die langfristige, durch Kommunikation ermöglichte Strategiebildung.

Ob das gelingt? Wer weiß. Aber eines ist gewiss: Demokratinnen und Demokraten sind bis zum absolut endgültigen Beweis des Gegenteils zum Diskursoptimismus verpflichtet, müssen an die Mündigkeit des Gegenübers und die Kraft des besseren Arguments glauben. Dieser Diskursoptimismus ist das utopische Zentrum der Demokratie selbst – die Idee, dass sich das Miteinander-Reden und Miteinander-Streiten lohnt. Und dass dieses Miteinander-Reden und Miteinander-Streiten den Weg bahnt in Richtung einer einigermaßen klugen, jedoch unvermeidlich fehleranfälligen Politik. Aber der Einsatz ist hoch. Was auf dem Spiel steht, soviel lässt sich ohne Übertreibung und ohne Dramatisierung sagen, ist die Welt, wie wir sie kennen.

\*\*\*\*\*

### **Buchtip:**

Bernhard Pörksen und Friedemann Schulz von Thun:  
Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik. Hanser-Verlag.